

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 222.

Freitag, 22. September.

1916.

Schicksal.

Von Penny Sted.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Hanke, ich hatte dich vergessen, die Erinnerung an dich verstoßen und meine Gedanken verjagt, wenn sie flüsterten, daß du zu mir gehörtest. Geschwisterliebe, Jugendliebe, glaubte ich. Das muß ich büßen, Hanke!"

Er schwieg erschöpft.

Hanke stand zitternd. Sie konnte nicht anders, sie mußte zu ihm treten. Seinen Kopf zog sie an ihre Brust und küßte seine Augen, tröstend, mütterlich. Sie sah nur, daß er litt. Sie wußte nicht mehr, daß er um ihre Willen litt und sie mit ihm.

Da er ihren Herzschlag fühlte, ihren warmen Mund, vergaß er allen Willen. Seine Hände hoben den schmalen Kopf, als sei er ein kostbares Gefäß. Ihre Tränen tropften in seine Klüfte hinein, aber sie wehrte sich nicht und schmiegte sich an ihn, wie flehend um Schutz und Gnade.

Dann ging er.

Hanke sank in ihren Sessel und sann. Ihr war besreit und gesättigt zumute, als hätte sie einen süßen Wein geschlürft. Nicht einmal ihr Gewissen lastete. Lena war reich. Sie besaß ihr Heim. Sie hatte Georg nahe, und er war immer für sie da, nur für sie.

Und sie hatte das Kind.

"Ich habe mein eigenes Leben, ja", dachte Hanke, "und meine Freiheit. Aber ist das alles nicht nur ein kärglicher Ausgleich gegen das Wunder der Mutter-schaft?"

Am anderen Morgen besuchte sie Lena. Die war etwas verstimmt. Aber Hanke entschuldigte sich, sie habe ja kommen wollen. Doch im letzten Augenblick habe eine schmerzliche Mutlosigkeit sie befallen, eine Unfähigkeit, Menschen zu sehen. Da forschte Lena versöhnt und besorgt in Hankes Gesicht: "Vielleicht tut das die Hitze. Georg ist auch so verstört und sieht müde aus. Er müßte ausspannen, und sagt, nur Arbeit-bilde seine Arznei. Manchmal meine ich, er sei weit von mir entfernt, unerreichbar. Ich suche umsonst nach unserer alten Innigkeit. Er ist gut zu mir, jorglich. Aber ich kann das Gefühl nicht loswerden, er hätte etwas verloren, was er nicht wiederfinden kann, und ich soll es nicht wissen. Ach, Hanke, ich könnte zu niemand darüber klagen außer zu dir. Du schaust tief in alles hinein als Mensch und als Schaffende. Welkt Liebe so rasch in der Ehe?"

Hanke faltete die unruhigen Hände. Wolkenhaft huschte es durch ihren Geist, wie seltsam das Schicksal spielte, daß Lena ihr vertraute in ihrem Eheleid.

Sie tastete nach den rechten Worten. Während sie sprach, wuchs ein Verstehen in ihr empor und ein Helfenwollen. Ihr Zusammensein mit Georg schien ihr fern wie der fernste Kindertraum, ganz ohne Schuld.

"Lena, du hast das Kind. Ich habe mich oft bedacht über die Ehe. Mir bedeutet die Ehe an sich ein Lindung. Strebt nicht jeder Mann aus ihrer Enge heraus, so züchtig sein Sinn auch sein mag und so groß seine ver-ehrende Liebe?"

Die Frau aber kann nur glücklich werden, wenn sie sich ganz dem Wissen hingibt, daß einzig das Kind Inhalt und Sinn der Ehe bildet."

Sie schwiegen beide. Dann sagte Lena: "Ich will darüber nachdenken. Es ist möglich, daß du recht hast. Vielleicht liegt alles im Wesen der Ehe und weder bei mir, noch bei Georg ist die Schuld. Du verstehst uns beide und kennst Georg fast besser als ich durch eure alte Freundschaft, die wohl nicht gar weit mehr zur Liebe hatte."

Das Mädchen brachte die kleine Renate herein. Sie freuten sich an ihrem Lallen, ihrem knospenden Lächeln. Hanke schaute wehmütig froh in die grauen Kinder-
augen.

IX.

In Hanke quoll allmählich eine Härte empor, aus Verachtung und Selbstsucht gemischt. Oft träumte sie wohl widerwillig von Georgs Mund, und sie gab sich schreckensfelig hin, wenn seine Gedanken ihren Besitz erbettelten. Dann wieder wußte sie, daß nur die flammende Kraft einer Manneswünsche ihre eigenen erweckten, daß sie in ihrem innersten Sein rein und kühl blieb, ganz Ruhe und Sicherheit.

Mitten in dieses Wirren hinein trat nach ein paar Tagen Georg noch einmal in Hankes Stube. Sie blickte ihn vorwurfsvoll an. Sie frampfte die Hände ineinander, als er nach ihnen greifen wollte.

"Was willst du?" herrschte sie ihn mit einer ganz fremden Stimme an.

"Sei nicht zornig, Hanke. Ich will nichts. Laß mich nur bei dir sein."

Ich habe mich durch Tage und Nächte geschleppt, und immerfort fühlte ich deine Lippen auf den meinen. Hanke, ich mußte kommen!"

Hanke lehnte mit dem Rücken am Fenster. Lauter Licht umfloss ihre helle Gestalt. Ihr Gesicht war starr und die grauen Augen eiskalt.

"Du mußtest kommen? Dein Müßsen liegt anderswo, Georg. Du glaubst, Lena fühlt deine Untreue nicht. Sie fühlt und leidet. Ich will nicht teilhaben an deiner Schuld, nicht büßen, daß du einen falschen Weg gingest. Wenn dein Wille so gering ist, soll der meine um so wacher sein. Du sollst meine Gedanken nicht mehr zu dir zerren. Ich will mein Leben rein und ungetrübt. Geh!"

Mit gebeugtem Kopf, unterjocht von seinem eigenen Verlangen, ging der Mann hinaus.

In seinem Hirn hastete Hankes Bild, starr, eiskalt, umflossen von lauter Licht.

X.

Hanke flüchtete für einige Tage in ein Heidedorf. Das Wetter war kühl. Selten löste ein Sonnenblick die prasselnden Regenschauer ab. Das schadete nicht. Die feuchte Luft lockte alle Däse hervor. Wind und Regenbrausen waren dem müden Mädchen ein köstliches Lied. Das einsame Wandern berauschte es förmlich. Tannenwald, Heidehügel, ein Wiesental, die ganze

Landschaft schien Sanke in einen Traum gestellt und sie mit ihr. Sie übte sich in der erlernten Kunst, sprechen und denken zu verlernen.

Gestärkt langte sie in Hamburg an.

„Es wird alles gut werden“, ermutigte sie sich. Georgs Gedanken sind demüthig geworden. Er weiß nun, daß ich Stärke habe und Sicherheit. Ich will wieder bei ihnen heimisch werden wie früher. Wenn er sich sehnt, mag er mich einmal besuchen. Ich werde still bei ihm sein als bei einem lieben Menschen, dem ich eine Helferin bedeute oder ein geliebtes Kind. Vielleicht auch mehr. Aber ich mag mich um dies glühende „Mehr“ nicht quälen, da ich es nicht enträseln kann. Ich werde ihm zeigen, daß ich es vergessen möchte.“

So schlenderte sie bald nach ihrer Heimkunft durch die dunkelgrünen Baumstraßen Garbestehendes zu Georg und Lena. Die Häuser lagen leuchtend in den Gärten und winkten dem scheidenden Sommer mit Blumenanfaren von Fenstern und Veranden. Junge Mädchen schmiegt sich weiß durch die fatten Farben des Nachmittags. Sie waren voll sommerlicher Reife mit den braunen Wangen, dem weichen Wiegen der Hüften, als hätten sie sich ganz voll Sonne und Süße gesogen. Und doch lag eine verhauchende Wehmuth in ihrem Lächeln, krank an der unerlösten Reise ihrer Jugend.

Da Sanke noch von den jungen Mädchen träumte, blaute ihr schon die Alster entgegen, Hamburgs vermählte Märchen-Prinzess. Innig umfingen die grünen Ufer ihren Glanz. Weiße Segler schmückten sie wie Schleifen, die hauchzarte Schleier raffen.

Immer wieder ist das Bild ein wundervolles Erlebnis.

Die Alster durchleuchtete Sankes Weg und stimmte sie heiter. Als sie zu den Freunden kam, lag Lena auf der Loggia. „Das Kind war nicht wohl, Sanke. Ich fand wenig Schlaf und fühle mich sehr müde. Du bist braun und frisch. Wo warst du?“ Sanke schilderte die Heidetage. Georg gesellte sich zu ihnen, und sie reichte ihm die Hand mit festem Druck. Sie schwärmte von ihrem Alsterweg, und Lena machte den Vorschlag: „Sekt ihr zwei euch ein Stündchen ins Uhlenhorster Fährhaus. Ich mag nicht fort, aber Georg wird eine Abwechslung zerstreuen.“

Sanke nickte und dachte: „So ist's gut, da kann ich gleich in den neuen Weg hineinlenken.“

Am Fährhaus war der jauchzende Zusammenklang aller Töne dieses Nachmittags, der nun zum Abend verblaßte. Bunte Boote wurden lässig an die Terrasse herangerudert. Junge Männer streckten sich darin, sportgepflegt. Hellgekleidete Mädchen dehnten sich in grellfarbigem Rissengewirr, als genossen sie die verströmende Helle mit allen Sinnen.

Der blaue Himmel entfärbte sich. Die Sonne spielte in den aufglühenden Wolkenwildnissen. Der Farbenzauber der Wasserstadt, so oft schamhaft in allem Grau verborgen, erwachte. Der Abend gestaltete sich zu einem hinreißenden Fest, da alle Aichenbrödel-Schönheit in wonnigem Erlössein ihre Dankhymnen jauchzte.

Durch die verdämmenden Farben schwebte ein Lustschiff. Seltsam klang das Rätselfied seiner Flügel durch den Abend. Es schwang sich bis zu der leisen Wunde, die das Sonnensterben riß.

Sanke sah sich nicht satt. Sie merkte nicht, daß Georgs Blicke an ihrem Antlitz hingen, an dem feinen Salz, der bräunlich aus dem weißen Kleide tauchte. Sie erschien so jung, erfrischt durch die Heidefahrt und wunderbar unberührt, daß seine Gedanken schon wurden und fromm.

Die Alster trug goldene Lichtfunken in die Dunkelheit ihres Heimwegs, der gesättigt war von Blumendüften und dem Geflüster junger Menschen, die unter den Alleen wandelten.

Und da fieberte es wieder von dem Mann zu dem Mädchen. Ihr Blut schien im gleichen Takt zu klopfen; zerbrochen war Sankes Abwehr, und sie schritt auf einem Teppich von Liebe. Sie duldete, daß Georg sie

bis in ihr Zimmer brachte. Willenlos neigte sie sich der Macht seiner Sehnsucht, sein Mund durfte nehmen, so viel er begehrte. Er hielt sie in seinen Armen, und durch das offene Fenster drang der inbrünstige Atem der Sommernacht.

Minutenlang standen sie so.

Als Georg das Zimmer verlassen hatte, war Sankes Entschluß gefaßt.

XI.

Mit aufgeschaukten Sinnen legte sie sich nieder. Die Scham ihrer Schwäche, ihre Schuld gegen Lena freiste grauenvoll über ihr. Georg zu richten hatte sie kein Recht. Er unterwarf sich wohl der Natur des Mannes und war stark genug, seine Schuld gegen Lena zu tragen, eine Schuld, die vielleicht nur von der Sitte des Tages bedingt war. Wenn sie aus seinem Leben getreten wäre, sie, die seine Sehnsucht war und ihm nie eine Erfüllung werden durfte, so würde er wieder froh werden. Er konnte sich Trost und Frieden holen an seinem Kind, das ihr Antlitz hatte und vielleicht auch einmal ihr Wesen.

Schon am nächsten Tag regelte Sanke ihre Angelegenheiten und verbrachte die ganze Woche mit Vorbereitungen zu einer Reise nach Deutsch-Südwestafrika, wo ihre Verwandten lebten.

In dem befreienden Auflösen aller Verwirrung kamen Sanke viele und gute Gedanken. Ihre Pläne ballten sich zusammen, und sie sehnte sich nicht nur danach, den Menschen von dem Spielen der Geheimnisse des Lebens zu sagen, sie wollte ihnen Neues und Reines künden.

Als sie alles erledigt hatte und ganz gerüstet war, ging sie an einem Abend, der bang war von dumpfer Herbststimmung, zu Georg und Lena. Noch einmal saß sie bei ihnen in dem mild-erhellten Wohnzimmer, dessen dunkle Möbel sie liebte. Die Bilder an den Wänden sahen still auf sie nieder. So tief versenkte sie sich an die wehmüthige Freude dieses Abschied-Beisammenseins, daß sie keine Befangenheit spürte.

Stodend sprach sie von ihrer Fahrt. Georg schwieg. Der Abschiedsschmerz breitete sich schwarz über seine Zukunft. Und doch war halb bewußt ein Aufatmen in ihm, ein tiefer Dank, daß Sanke die Unruhe schlichtete wollte mit reiner Hand.

Lena kamen die Tränen. Sie konnte den plötzlichen Abschied nicht fassen: „Was willst du denn nur da draußen, Sanke? Gehörst du nicht uns?“

Sanke streichelte den weichen Arm. „Sieh, Lena, ich bin nicht sehr jung mehr. Es wirrt und flirrt vieles in mir. Hier kann ich nicht zur Klarheit kommen. Draußen, in dem Sturm bunter, fremder Eindrücke werde ich das Leben erkennen und verstehen, wohin es mich führen will. Wenn ich dann reis bin und still, komme ich wieder. Ich will von meiner Jugend Abschied nehmen und von der Liebe, die so viel Traver über die Menschen bringt. Und ich möchte ein Buch schreiben von zwei Menschen, Mann und Weib, die in alltagsfernen Stunden ein neues Glück ineinander entdecken, das Glück des Menschseins, der Stille, der Güte. Ihr Mund glüht nicht nach des anderen Mund, ihre Hand ersehnt nicht des anderen Glieder. Sie leiten einander in neue, erdenfremde Seligkeiten, ganz namenlosen, unbekannten Glücksmöglichkeiten entgegen. Ich weiß nicht, ob meine Gedanken, meine Worte einmal innig genug sein werden, dies Buch zu gestalten. Es muß ihnen dann ja eine besondere Kraft innewohnen, damit die Menschen nicht spotten: „Ein Buch ohne Liebe? Ein Buch vom Glück? Was soll uns das? Wir wollen kein neues Glück, keine neue Welt! Wir sind suchensmüde!“

Wie eine Träumende hatte Sanke gesprochen. In die Stille hinein, der die drei Menschen lauschten, tönte dann ihre glodendunkle Stimme:

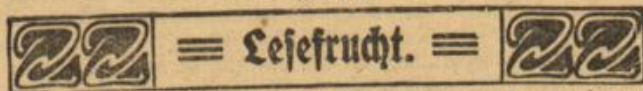
„Nun will ich euch „Lebwohl“ sagen. Kommt nicht zum Schiff. Wir wollen uns die friedvolle Erinnerung dieses Abends durch keine Abschiedsunruhe trüben.“

Sie küßte das Kind in seinem Körbchen mit andächtigen Wünschen. Sie küßte Lenas zuckenden Mund,

und, indem sie Lenas Hand fest in der ihren hielt, legte sie kühl und zart ihre Lippen auf die Georgs. In dem Augenblick, als ihr Atem sich zum letzten Mal einte in bitterster Süße, wußten sie beide, daß sie einander niemals wiedersehen durften.

Niemals wieder!

— Ende. —



„Wozu schreite ich durch das Leben?“ Schreite, statt zu fragen, dann wird die Antwort werden.
D. v. Leitzner.

Vom Dreimännerwein und anderen berühmten Weinmarken.

(Zur Weinernte.)

Von Dr. J. Stanjel.

Nach den aus allen deutschen Weinbaugebieten vorliegenden Berichten haben wir in diesem Jahre eine Weinernte zu erwarten, die in der Menge des Ertrages und in der Beschaffenheit des Gewächses zu den besten gerechnet werden kann. Es wird also in diesem Jahre wohl nirgends den sonst so gefürchteten „Dreimännerwein“ geben. Was es mit diesem für eine Bewandnis hat, erfahren wir aus einem älteren deutschen Schriftsteller Eiselein nach einem Zitat, das in dem bekannten Werke von Vorchardt-Bustmann „Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde“ enthalten ist: „Der Volkswitz teilt die schlechten Weine in drei Sorten: der erste und beste heißt Sauerampfer, schmeckt etwas besser als Essig und verzieht den Mund kaum bis zu den Ohren. Die zweite Sorte ist der Dreimännerwein, genannt, weil zwei Männer nötig sind, den, der ihn trinken soll, festzuhalten, und ein dritter, ihm die Brüste einzugießen. Die dritte Sorte ist der Racheputzer. Wer mit diesem Wein schlafen geht, muß sich in der Nacht wecken lassen, damit er sich umlehre; denn sonst würde ihm der Racheputzer ein Loch in den Magen freffen.“

In Grünberg, dem mit Unrecht vielverspotteten Hauptorte des schlesischen Weinbaues, kennt man sogar einen Biermännerwein. Die Grünberger Weinkarte weist überhaupt auch manche andere recht merkwürdige Namen auf. In einem früher gegebenen einaktigen Possenspiel Karl v. Holtei's „Dreimännerwein“ (der Ort heißt Grünberg, wird aber oft in Scherz wie bei Holtei Grünberg gesprochen und geschrieben) gibt eine Berlinerin Rosaura Klagejanst ihrem aus Breslau stammenden Schwager Jeremias Klagejanst, mit dem sie in Grünberg zusammentrifft, eine Erklärung dieser Weinforten. Als sie an das aufwartende Mädchen die Frage richtet: „Habt Ihr Biermänner-Wein? Wächterwein? Wendewein? Strumpfwein? Schulwein?“ meint Jeremias: „Sagen Sie mir od., Frau Schwägern, was ha'n Sie denn alles zuvor für Weinforten benamset? Die hab' ich in meinem Leben nicht gehört.“

Darauf Rosaura: „Sie kennen die berühmte Grünberger Weinkarte nicht? Will ich Sie auseinanderlegen! Biermänner-Wein ist derjenige, den kein Mensch nicht zu sich nimmt, außer wenn drei Männer ihn halten und der vierte schüttet ihm den Wein in die Gurgel.“

Jeremias: „Herr Zefersch!“ Rosaura: „Wächter-Wein und Wende-Wein ist eigentlich derselbe. Wenn man diesen genossen hat, muß man sich alle halbe Stunde in der Nacht vom Wächter wecken lassen und sich umwenden, damit er nicht ein Loch in den Magen frißt.“

Jeremias: „Herr Zefersch!“ Rosaura: „Strumpf-Wein ist so scharf, daß er — mähig genossen — die Löcher in die Strümpfe zusammenzieht.“

Jeremias: „Ach, Zefersch! Den könnt' ich gut gebrauchen für meinen Mantel.“ Rosaura: „Und Schuß-Wein wird den Kindern vorgehalten, wenn sie nicht in die Schule gehen wollen. Man zeigt ihnen diese Sorte — — dann gehen sie.“ Jeremias: „Ach, Zefersch! . . .“

Die von Holtei hier angegebenen Spitznamen findet man wohl sämtlich auch in den übrigen deutschen Weingebieten wieder; in manchen Gegenden gibt es noch besondere Spottnamen. So kennt man hier und da einen Kanonenwein, der selbst das Ründloch einer Kanone verengt, einen Apostelwein, bei dem zwölf Mann an einem Glase zu trinken haben, und einen Fahrenwein, von dem ein Tropfen, auf die Fahne geträufelt, das ganze Bataillon zusammenzieht. Bekannt ist

allgemein die herrliche, am Vesuv wachsende Weinsorte Lacrimae Christi (Tränen Christi), von der die Sage erzählt, daß sie auf dem Leidenswege Christi überall dort hervorgesprossen sei, wohin eine Träne des Heilands gefallen. Nach Analogie davon gibt es in mehreren Weinbaugebieten eine besondere Weinsorte: Lacrimae Petri. Von Petrus wird in der Bibel erzählt, daß er hinausgegangen sei und bitterlich geweint habe, als er den Herrn verriet. Dasselbe mühten, so versichert man, alle diejenigen tun, die die Weinmarke Lacrimae Petri gekostet hätten.

In einer „Berliner Weinkarte“, die der durch seine humoristischen Schilderungen des Berliner Volkslebens bekannte Adolf Glashbrenner zusammengestellt hat, findet man außer manchen anderen der hier angeführten Weinsorten noch den Kriminalwein. Dieser wird folgendermaßen erklärt: „Wenn man zwölf Flaschen dieser moralischen Sorte in ein Gefängnis legt, so jensehen am Tage sämtliche Verbrecher.“ Auch der Fahrenwein und der Drei-Männer-Wein begegnen uns bei Glashbrenner wieder. Nur wenigen ist es bekannt, daß es sich bei der Bezeichnung „Drei-Männer-Wein“ um eine scherzhafte Verdrehung des Namens des aus Tramin bei Bozen (italienisch Termeno) stammenden Traminer Weines handelt, der übrigens zu den besten Weinsorten gehört und in fast allen deutschen Weinbaugebieten, darunter auch besonders am Rhein, angepflanzt worden ist. Im 16. Jahrhundert, nannte man dieses edle Gewächs in hübscher Umdeutung „Traaminer Wein“; diese Bezeichnung entspricht seinem Charakter viel besser als die Verdrehung in „Drei-Männerwein“, die bei der Beliebtheit der Traminer Rebe eine so große Verbreitung in Deutschland finden konnte. Ja, wir können sogar feststellen, daß diese Bezeichnung auch über die Grenzen unseres Vaterlandes nach Frankreich gewandert ist. Dort kennt man nämlich einen Drei-Männer-Wein von Surène und einen von Périeux. Man liest darüber in der berühmten „Physiologie des Geschmacks“ von Brillat-Savarin: „Surène, ein recht hübsches Dörfchen zwei Stunden von Paris, ist wegen seiner schlechten Weine berühmte. Man pflegt sprichwörtlich zu sagen, zum Trinken eines Glases Suréner seien drei Männer vonnöten: der Trinker und zwei Koltzen (Helfer), die ihn vor dem Umfallen bewahren. Ganz dasselbe sagt man vom Wein von Périeux — und doch wird er getrunken!“

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Franzosen ihre Weine von Surène und Périeux nicht selbständig als „Drei-Männer-Wein“ bezeichnen, sondern daß sie diese humoristische Erklärung wie so manches andere aus Deutschland entlehnt haben. Wenn Holtei in bezug auf das Grünberger Gewächs aus dem „Drei-Männer-Wein“ einen „Bier-Männer-Wein“ gemacht hat, so wollte er offenbar damit zum Ausdruck bringen, daß die Aufwendung besonders großer Gewalt nötig ist, um jemandem zum Trinken dieses Weines zu zwingen. Die Grünberger haben sich ja noch viel ärgere Herabsetzungen ihres Nebenblutes gefallen lassen müssen; merkwürdigerweise waren es gerade ihre eigenen schlesischen Landsleute, die sich in der Verspottung des „Grünebergers“ gegenseitig überboten. Auch Holtei war ja ein Schlesier; ihn hat ein anderer in Deutschland nicht minder berühmt gewordene schlesische Dichter August Kopisch ganz bedeutend übertrumpft. Von diesem stammt das überall bekannte Gedicht: „Der schlesische Zecher und der Teufel“, das folgendermaßen anhebt:

„Auf Schlesiens Bergen da wächst ein Wein,
Der braucht nicht Hike; nicht Sonnenschein.“

Darin wird erzählt, daß ein unrechter Schlesier sich vermessen habe, selbst den Teufel mit einem solchen Wein niederzutrinken. Der Teufel ist sofort da; es beginnt ein Wetttrinken, und der Teufel gibt sein Spiel mit folgenden Worten verloren:

„Doch mehr zu trinken solch' sauren Wein,
Müht' ich ein geborener Schlesier sein.“

In einer sehr sangbaren Vertonung Reizigers wird dieses Lied noch heute in Deutschland viel gesungen. Dem Ruhm des Grünberger Weins hat es aber doch keinen Abtrag tun können. Es sind keineswegs nur geborene Schlesier, die heute diesen Wein trinken. Grünberg ist heute einer der herborragendsten Sitze der deutschen Schaumweinindustrie; der Grünberger Schaumwein würde sich heute nicht einer so großen Beliebtheit in unserem Vaterlande erfreuen, wenn der Grünberger Wein überhaupt nicht bedeutend besser wäre als sein Ruf.

Aus der Kriegszeit.

Das Schwarzbild. (Zur Kriegsbilderbogen-Woche vom 20.—26. September.) Von der Kriegskinderspende deutscher Frauen, die von der Kronprinzessin an ihrem Geburtstage, am 20. September, im vorigen Jahre zum Besten solcher Kriegerfrauen ins Leben gerufen worden ist, die während des Krieges Mütter geworden sind, wird jetzt in der Zeit vom 20. bis 26. September eine Kriegsbilderbogen-Woche veranstaltet, in der eine Anzahl vortrefflicher, von hervorragenden Künstlern ausgeführte Kriegsbilder in Schwarzdruck überall in Deutschland zum Verkauf gebracht werden. Es war ein glücklicher Gedanke der Urheberin der Kriegsbilderwoche, sich für ihr segensreiches Werk des Schwarz- oder Schattenbildes zu bedienen. Dieses ist namentlich während der jetzigen Kriegszeit zu besonderer Beliebtheit gelangt; überall in den illustrierten Zeitungen und Zeitschriften, auf Ansichtskarten, in den Buchabbildungen, im Buchschmuck usw. begegnet man jetzt vortrefflichen Schwarzbildern; eine Reihe unserer hervorragenden Künstler haben sich diesem neuen, richtiger gesagt: wiedererstandenen Zweige der Kunst zugewandt und auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet. Das Schwarzbild oder die Silhouette, wie man es früher mit einem fremdländischen Namen benannte, erfreute sich vor der Einfindung der Kunst des Photographierens in allen Kreisen der größten Beliebtheit. Namentlich in der Zeit des sog. Wiedermeier spielte die Silhouette eine hervorragende Rolle. Sie war damals dem Portrait gegenüber das, was heute die Photographie im Vergleich zu dem Portrait darstellt. In vielen Familien bewahrt man noch heute die in der Zeit der Wiedermeier verfertigten Schwarzbilder oder Silhouetten längst verstorbener Familienangehörigen auf; solche Bilder dienten namentlich zum Schmuck der Wohnungen als kleine Wandbilder oder aber als Schmuck der Stammbücher. Die besondere Aufmerksamkeit, die gerade unsere Zeit der Kunst und der Mode der Wiedermeierzeit zuwendet, hat auch das Interesse für diese eigenartige Bildniskunst wachgerufen. Die Kunst des Silhouettierens, der Umrißzeichnung eines Gegenstandes, besonders des menschlichen Kopfes, kam etwa um das Jahr 1757 in Paris auf und wurde nach dem damaligen französischen Finanzminister des Königs Ludwig XV. Etienne de Silhouette, der von 1707—1767 gelebt hat, benannt. Vielfach wird behauptet, der Name sei deswegen auf den Finanzminister Silhouette bezogen worden, weil dieser durch seine expresseurische Steuerpolitik beim französischen Volke besonders verhaßt war, durch Karikaturen in Form derartiger Schattenbilder verspottet worden sei. Das ist aber nicht richtig. Der Minister Silhouette war übertrieben sparsam und geizig, und die Pariser verspotteten diese wenig angenehmen Eigenschaften des allgewaltigen Mannes damit, daß sie alles, was wenig Geld kosten sollte, à la Silhouette nannten. Mit diesem Namen wurde damals auch ein billiges baumwollenes Zeug belegt, und noch heute nennt man in verschiedenen Gegenden Frankreichs einen bestimmten billigen Baumwollstoff silhouette. Genau so nannte man die neuaufgekommene Bildniskunst à la Silhouette, weil sie gegenüber dem Portraittieren erheblich weniger kostete. Die Daguerreotypie, aus der dann die Photographie hervorgegangen ist, setzte der Kunst des Silhouettierens und Silhouettenschneidens ein Ende, aber noch heute kommt es vor, daß in Wirtschaften und Kaffees ein umherziehender Künstler sich anheischig macht, für billiges Geld aus schwarzem Papier Umrißbilder der Gäste herauszuschneiden. In der Wiedermeierzeit machten es sich die Silhouettenschneider, deren Gewerbe damals sehr in Blüte stand, nicht so bequem wie die noch heute herumziehenden Silhouettenkünstler. Sie setzten vielmehr denjenigen, den sie abkonterfeien wollten, vor eine weiße Wand aus Leinwand oder Papier und sorgten dann dafür, daß das Schattenbild der Person, die silhouettiert werden sollte, auf die Wand gemorfen wurde. Die Umrisse wurden dann auf der Wand mit Kohle nachgezeichnet und mit Hilfe des Storchschnabels wurde hierauf das Bild auf die gewünschte Größe verkleinert, auf schwarzes Papier übertragen und mit der Schere nachgeschnitten, so daß also für die naturgetreue Wiedergabe des Schattenbildes Gewähr geleistet werden konnte. Man nannte in der Wiedermeierzeit die Kunst des Silhouettenschneidens auch Psal-

graphie (vom griechischen Worte psalis, die Schere), dieser Name ist aber gegenwärtig wohl nur noch wenigen bekannt. Heute bedient man sich übrigens vielfach der Photographie, um auch Schwarzbilder herzustellen. Bei dieser ist dann die Verkleinerung mit Hilfe des Storchschnabels natürlich überflüssig. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte der 1840 in Greifswald geborene und 1871 in Berlin verstorbene Maler Paul Konewka, ein Schwager Johannes Trojans, die Kunst der Schattenrißzeichnung zu besonderer künstlerischer Entwicklung. Er hat eine Reihe ausgezeichnete Bilder dieser Art zu Goethes Faust und zu Shakespeares Sommernachtsstraum in Holzschnitten herausgegeben. Auch viel Blätter zu Bilderbüchern und zahlreiche Portraits sind von ihm ausgeschnitten und dann vervielfältigt worden. Konewka fand aber keine ihm irgendwie gleichgeartete Nachfolge, so daß die von ihm geübte Kunst später ziemlich in Vergessenheit gerieth. Erst die in den letzten Jahren aufgekommene Vorliebe für den Wiedermeierstil und die Wiedermeiermode hat dem Schwarz- oder Schattenbild wieder zu einer besonderen Bedeutung verholfen.

Das türkische Sommeres. Zu den mancherlei Kulturelementen, die aus der Türkei zu uns herübergekommen sind, gehört auch die Kunst, Eis im Winter einzuernten, um es im Sommer zur Kühlung von Getränken und Speisen zu verwenden. Man behelft sich früher bei uns mit kühlen Kellern, die man möglichst tief anlegte, bis das türkische Verfahren, über das deutsche Reisen im 16. Jahrhundert staunend berichteten, auch bei uns Eingang fand. Im Jahre 1608 erschien in Deutschland eine „Reisebeschreibung nach Konstantinopel“ von Salomon Schweiger, einem aus Brettau stammenden Theologen, der darin seine Beobachtungen niedergelegt hat, die er bei einem längeren Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt im Jahre 1578 machen konnte. Der Verfasser erzählt uns dort gelegentlich einer Schilderung der Obhgärten des Sultans folgendes: „Das Obst wird verkauft, welches doch für kein schand wird gehalten, so wenig, als wenn der Sultan mit Schnee und Eis hantierung treibt, da er jährlich ein unseglig Welt löst aus den Eisgruben, dergleichen thun auch die Waschen (Paschas), die auch mit dieser Kaufmannschaft umgehen, dann ich glaubwürdig berichtet worden, daß Ramet Pascha jährlich aus seinen Eisgruben oder aus dem Eis, bis in die achtzig tausend Ducaten löse, das kan wol ein frostiger kalter gewin seyn, daraus abzunehmen, daß der Sultan muß mehr lösen. Diese Wahr kauffen die Obhgändler im Sommer, und verkauffens widerumb dem Gemeinen Volk, ein Stück so groß als ein viertel eines Laib Brodts umb anderthalben Akper, das macht schier 3 Kreuzer, damit kühlen sie ir Trand, wenn einer ein Maß Scherbet oder Dinkelwasser (Supel nennt man noch heute in Süddeutschland die Birne; es handelt sich also hier um ein aus Birnen bereitetes Getränk) kauft, so kauft er zumal auch ein knollen Eis, den wirfft er drein, oder geht auf der Gassen daher, hat ein Knollen im Mund und saugel daran; es hat mein G. Herr (Gnädiger Herr) täglich für einen halben Taler, oder wann er Gastung gehalten, fast zween Taler umb Eis geben müssen; das legt man auf die Zinnerin Flaschen in ein Schaff gestellt, damit man ein frischen Trund mög haben, dann es hat keine tieffe Keller, wie in unsern Landen. Dieser Eisgruben hat es viel umb die Stadt her, gegen Galata, im freyen Feld, da hat es weite tieffe Gruben, darüber ein hüßlerin Hütten gemacht ist, wie im Schwarzwald die Heustädel in den Thälern hin und wieder, da seyn sondern Personen dazzu bestellt, Schneeschneuffer, die den Schnee zu Wintersonnen in die Gruben auffschütten, darinn wird es alldann zu Eis, dasselbig säget man zu großen Stücken, daß ein Roß an zweien zu tragen hat, die widlen die Christen, die Bulgari, in Fisk, und fuhrens also umb bestimmbten Lohn in die Stadt den Obhgählern.“ Der Verfasser, der Theologe von Perus gewesen ist, erinnert bei dieser Gelegenheit an eine Stelle der Sprüche Salomonis (Kap. 25, Vers 13), in der es heißt: „Wie die Kühle des Schnees zur Zeit der Ernte, so ist ein getreuer Votte dem, der ihn gesandt hat, und erquidet seines Herrn Seele.“ Diese Bibelstelle scheint zu beweisen, daß man im Orient schon früh Eis und Schnee zur Kühlung im Sommer benutzt hat. Jedenfalls aber stammt diese Art der Verwendung des Eises im Sommer aus dem Orient, und die Türken haben sie nach ihrer Festsetzung auf dem Balkan unserem Erdteil übermittelt.